Ein unbekanntes Werk Joseph Christians.

Von Horst Sauer.

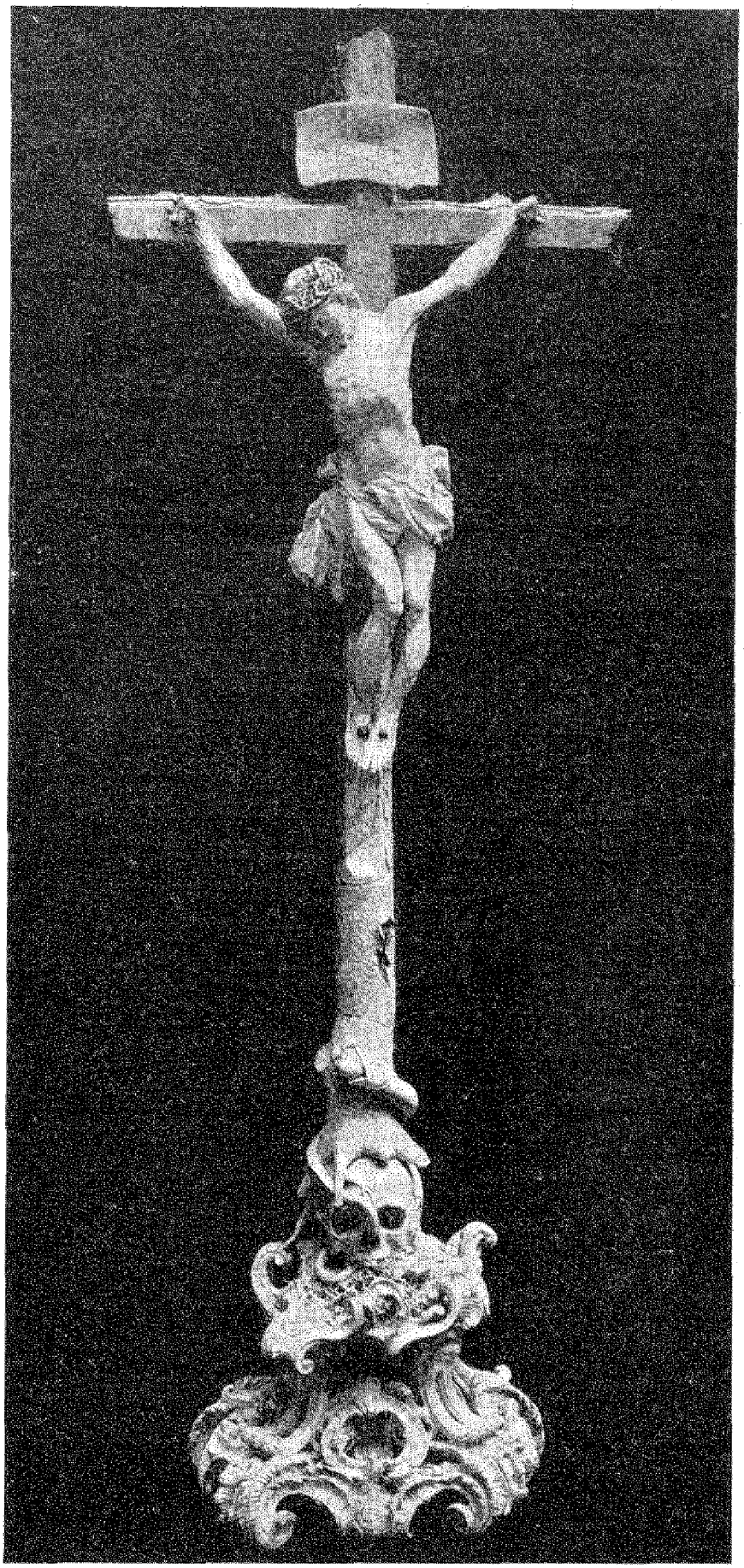
Im Besitze des Heimatmuseums zu Donaueschingen befindet sich ein schönes Kruzifix aus Stuckmarmor, das aus dem Hüfinger Schloß stammt[1]). Auf diese Arbeit ist im Schrifttum noch nicht hingewiesen worden. Eine genaue Prüfung läßt keinen Zweifel, daß sie ein Werk des Riedlinger Bildhauers Johann Joseph Christian (1706—1777) ist. Christian gehörte seinerzeit zu den geachtetsten und bekanntesten Bildhauern im schwäbischen Raum. Sein Name ist uns besonders durch seine Bildhauerarbeit am Chorgestühl der Klosterkirche in Zwiefalten, wo er von 1744 bis 1756 tätig war, und den bildnerischen Schmuck des Chorgestühls in der Ottobeurer Benediktinerkirche (1757 ff.) bekannt. Christians Kunst ist bereits in der Monographie von Ernst Michalski[2]) behandelt worden. Hier ist jedoch das aus Hüfingen stammende Kruzifix — wie auch noch einige andere Arbeiten des Meisters — nicht erwähnt. Michalskis Untersuchung ist nicht frei von Fehlschlüssen. Eine der seltsamsten Feststellungen, die sich in seinem Buche finden, ist die, daß Christian nur in Holz und Stein, nicht aber in Stuck habe arbeiten können. Ich habe an anderer Stelle[3]) an Hand von Akten nachgewiesen, daß diese merkwürdige Ansicht Michalskis irrig ist. Daß das Hüfinger Kruzifix aus Stuckmarmor hergestellt ist, kann also nicht daran hindern, das Werk Christian zuzuschreiben. Die Zuweisung läßt sich auf Eigentümlichkeiten in Gesamtform, Einzelheiten und Ornament stützen, die auch anderen, als Schöpfungen Christians anerkannten Werken eignen.

---

1) Höhe 1,10 m. — Den Hinweis auf das Stück verdanke ich Dr. Feurstein-Donaueschingen, der auch die beigefügte Abbildung freundlicherweise zur Verfügung stellte.

2) Joseph Christian, ein Beitrag zum Begriff des deutschen Rokokos, Leipzig, ohne Jahresangabe.

3) In meinem Aufsatze „Neues über Joseph Christian", Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst, Heft 3/4, 1934/36.



J. J. Christian * Kruzifix
(Heimatmuseum Donaueschingen, aus Hüfingen)

In erster Linie werden zwei Kruzifixe zum Vergleich herangezogen werden müssen: das im Anfang der sechziger Jahre entstandene Kruzifix auf dem Gottesacker zu Grüningen und der Gekreuzigte in der Kirche zu Unlingen aus dem Beginn der siebziger Jahre[4]). In der Gesamtanlage geht das Hüfinger Kruzifix am engsten mit dem Grüninger zusammen. Gleich sind die Formen des Umrisses, die gestreckten Proportionen, die zügige Ausbiegung des Körpers nach rechts, die stark nach oben gewinkelten Arme, das nach der Seite geneigte Haupt, die Anordnung des Lendentuchs. Der Unlinger ist in der Körperhaltung, den waagerechter gestreckten Armen, dem Ausbiegen der Beine nach links und in der Drapierung des Lendentuchs vom Hüfinger schon etwas entfernter; dagegen durchaus mit ihm zusammenstimmend in der geistigen Haltung, in der feinsinnig rhythmischen Bewegung des Körpers und vielen Einzelheiten. Der vorgewölbte Brustkorb, auf dem sich die Rippen deutlich abzeichnen, der im Gegensatz dazu stark eingezogene, wulstig geformte Unterleib, das Herausholen der Muskeln, Kniescheiben und Knöchel, die vorgetriebenen Waden und die langen, sauber modellierten Zehen sind bezeichnende Merkmale Christianscher Darstellungen des gekreuzigten Heilands. Nicht minder die Armbildung mit deutlich ausgewölbter Schulterpartie und heraustretendem Achselmuskel, mit dem ausgezehrten, sehnigen Oberarm, wie ihn neben dem Hüfinger besonders der Grüninger Gekreuzigte zeigt, und dem im Gegensatz zum Oberarm dickeren Unterarm. Der Kopf allein wäre genug Beweis, daß das Hüfinger Kruzifix Christian zum Schöpfer hat. Ein Vergleich mit der Unlinger Skulptur enthebt jedes Zweifels. Das lange, schmale Gesicht, der hochgewölbte Schädel, dessen Scheitel die Dornenkrone freiläßt, das weiche, wellige Haar, der in zwei kurzen Enden schließende Kinnbart, die schlanke, ohne Unterbrechung in die Stirn überleitende Nase mit ihren leicht geschwungenen Flügeln und die breiten Ohren kann kein anderer als Christian gebildet haben. Noch mehr Einzelheiten könnten zum Beweis angeführt werden. Ich will nur noch aufmerksam machen auf die Bildung der Nabelgrube und die Modellierung der Handflächen. Wie bei Christians Unlinger Vesperbild ist auch bei unserem Hüfinger Werk der Ballen deutlich gegen den von zwei Querlinien durchzogenen Handteller abgesetzt.

Nicht zuletzt entscheidend für die Zuschreibung ist der Geist, der die Hüfinger Figur beseelt. Dieses Innerliche, Zurückhaltende, Adelige,

4) Abb. bei Michalski, a. a. O.

Sanfte ist es, was alle Werke Joseph Christians kennzeichnet. Das Insichbeschlossene, wenig Expansive charakterisiert auch das Ornament, aus dem der Fuß des Hüfinger Kruzifixes zusammengesetzt ist. Die Rocaille ladet nicht weit aus, ist kleinteilig und sauber geformt. Man verspürt Anklänge an die Ornamentik des Ottobeurer Chorgestühls. Die Linienführung der Voluten und Ohrbildungen, die zarte, kleinteilige Riefelung der Volutenrücken, die Knorpelbildungen, die nach innen gebogenen, durchbrochenen Klammern, die Unter- und Oberteil des Fußes verbinden, zeigen mit aller Klarheit Christianisches Gepräge.

Schließlich die Frage der Datierung. Das Hüfinger Kruzifix muß im Anfang der sechziger Jahre entstanden sein. Schon die große Übereinstimmung, die es mit der Grüninger Skulptur im Gesamtbild aufweist, könnte zu dieser Datierung auffordern. Das Unlinger Kruzifix, das 1772/73 geschaffen wurde, deutet schon in der brüchigeren und zugleich flächigeren Behandlung des Lendentuchs, zudem auch in der noch größeren Abgeklärtheit auf seine spätere Entstehung. Dagegen geht das Hüfinger Werk in Rhythmus und Einzelheiten engstens mit dem 1763 geschaffenen Vesperbild in Unlingen und ebenso mit den Ottobeurer Chorgestühlskulpturen zusammen.

Das Hüfinger Kruzifix gehört zu den eindrucksvollsten Leistungen Joseph Christians. Es wäre zu wünschen, daß ihm die gebührende Beachtung geschenkt wird.

Maria Feodorowna,
die russische Kaiserin aus dem Hause Württemberg.

Von Heinrich Weizsäcker.

Unter den wenigen Bildnissen von Mitgliedern des alten württembergischen Fürstenhauses, die nach der Thronentsagung des letzten Königs in staatlichen Besitz übergegangen sind, ragt durch seine Schönheit ein Frauenbildnis des achtzehnten Jahrhunderts hervor, das sich heute in einem der Wohnzimmer im Erdgeschoß des Neuen Schlosses in Stuttgart befindet. Dargestellt ist eine sitzende, bis zu den Knien sichtbare Gestalt, weiß gekleidet und mit einem über die rechte Schulter fallenden Ordensband geschmückt; Haltung und Gebärde allein genügen, um auf eine Persönlichkeit von außergewöhnlicher geschichtlicher Bedeutung schließen zu lassen. Es ist Maria Feodorowna, die Gemahlin des unglücklichen Kaisers Paul I. von Rußland und älteste Tochter des Herzogs Friedrich Eugen, eines jüngeren Bruders von Herzog Carl Eugen von Württemberg, gemalt im Jahre 1794 von dem Wiener Johann Baptista Lampi (Abb. 1).

Es hat nicht an ihr und der ihr von Natur verliehenen Mitgift an geistiger Begabung wie an äußerer Erscheinung gelegen, wenn das Andenken dieser Frau im Lande ihrer Väter so gut wie erloschen ist. Zu früh hat sie das Elternhaus verlassen, um der in weiter Ferne ihrer wartenden Bestimmung zu folgen, als daß noch andere, deutlichere Spuren von ihr hätten zurückbleiben können. Um vieles lebendiger hat sich die Erinnerung an sie in ihrer zweiten Heimat erhalten. Augenschein und Überlieferung vereinigen sich hier, um der Idealgestalt, die uns die Hand des Künstlers hinterließ, das Gemälde einer historischen Wirklichkeit an die Seite zu stellen, das an Farbenfrische um nichts hinter jenem zurücksteht. Der Wunsch, diese Eindrücke zu sammeln, legt sich um so näher, als ältere, gleichgerichtete Versuche, und namentlich soweit sie aus einheimischen Bemühungen hervorgingen, an einen verhältnismäßig engen Gesichtskreis gebunden

waren [1]), während die Persönlichkeit, um die es sich handelt, seitdem zu wiederholten Malen die geschichtliche Forschung neu beschäftigt hat, und überdies die russische Denkmalpflege sich in unbestreitbar anzuerkennender Weise um die Erhaltung aller in ihren Aufgabenbereich fallenden Spuren des Gewesenen, einschließlich seiner dynastischen Erinnerungen, verdient gemacht hat. Viele von diesen Spuren waren früher unsichtbar oder doch nur einer bevorzugten Minderheit zugänglich. Heute liegen sie in einer Unmittelbarkeit vor jedermanns Augen, daß sie uns förmlich dazu auffordern, ihnen zu folgen, ja daß ein erneuter geschichtlicher Rückblick, wie wir ihn in Ergänzung jener älteren zu geben wünschten, seiner Aufgabe nicht besser genügen kann, als indem er von eben jenen Wegspuren seinen Ausgang nimmt. Es ist das in dem gegebenen Falle ein um so anziehenderes Vornehmen, als es nicht die düstere Welt der Kaiserpaläste von Petersburg und Moskau ist, zu der sie hinführen, sondern die ländlich-heitere Atmosphäre der in der Nähe des ersteren Ortes gelegenen Lustschlösser von Gatschina und Pawlowsk, in denen die Kaiserin Maria die Mehrzahl ihrer Jahre zugebracht hat. Die Wesenszüge, in denen sie uns hier erscheint, sind allerdings an einen bestimmten Lebensausschnitt gebunden. Es ist die Künstlerin und Gestalterin eines Glanz und Anmut vereinigenden ästhetischen Lebens, deren Erinnerungsbild uns hier und namentlich in Schloß und Garten von Pawlowsk, ihrer persönlichsten Schöpfung, in erster Linie gegenübertritt.

In der Anspruchslosigkeit seiner räumlichen Ausmessungen einem Sanssouci vergleichbar, verbindet der in den Jahren 1780 bis 1782 von dem Schotten Cameron errichtete Schloßbau, auch darin dem Lieblingssitze Friedrichs des Großen, des Oheims von Marias Mutter, verwandt, eine ungewöhnliche Pracht der dekorativen Innenausstattung, wenn auch an Stelle des Rokoko, das dort den Ton angibt, der gewöhnlich nach König Ludwig XVI. von Frankreich benannte neuere Stil des Klassizismus zur Anwendung gelangt ist. Der kühlen Vor-

1) Zur älteren einheimischen Literatur vgl. die Übersicht bei Heyd, Bibliographie der Württembergischen Geschichte II, 1896, S. 704. Von Wert für den einheimischen Leser in erster Linie die Schriften von J. Merkle (Einzelnes siehe unten). Eine der Kaiserin dargebrachte handschriftliche Huldigung, um 1800 verfaßt, bei Heyd unter den Manuskripten der ehemaligen königlichen Hofbibliothek erwähnt, ist inzwischen in den Besitz der Landesbibliothek in Stuttgart (Cod. H. B. IV, Nr. 83) übergegangen; sie ist als geschichtliche Quelle belanglos.

nehmheit, die dieser Richtung eignet, entspricht denn auch trotz aller Kostbarkeit des Materials eine bewußte Maßhaltung, die dem Ganzen sein Gepräge verleiht und die auf den Geschmack sowohl des Baumeisters als auch der Bauherrschaft das günstigste Licht wirft. Wie innig sich die Besitzerin selbst mit diesem ihrem Lieblingswohnsitz verwachsen gefühlt hat, läßt uns noch heute eine genaue Beschreibung des Baues und seiner Inneneinrichtung aus dem Jahre 1795 empfinden, die sich von ihrer Hand erhalten hat. Ihr Inhalt ist in neuerer Zeit in einem Prachtwerk „Les Trésors d'art en Russie" [2]) veröffentlicht worden, das auch zu einem Teile unsrer Abbildungen die Vorlagen geliefert hat. Ihm vertrauen wir uns als dem denkbar besten Führer an, wenn wir uns im Fluge einen Überblick über diese künstlerische Schöpfung verschaffen wollen, deren Bedeutung zuletzt Gustav E. Pazaurek in den Worten zusammengefaßt hat, daß man Pawlowsk gesehen haben müsse, um über den Louis-seize-Stil mitreden zu können.

Entscheidend ist für den Eindruck des Ganzen vor allem das Hauptgeschoß, zu dem eine anmutige Treppenanlage hinaufführt: oben Empfangsräume in wechselnd gefärbtem Stuckmarmor, ein Hauptsaal oder Peristyl mit ringsum laufender korinthischer Säulenstellung (Abb. 2), und eine Reihe von intimeren, zu Wohnzwecken eingerichteten Kabinetten, die sich, von der Mittelachse ausgehend, auf zwei Flügelbauten verteilen. In diesen kleineren, vorwiegend Arbeits- und Schlafzimmer enthaltenden Räumen spielt die Innendekoration ihre letzten Trümpfe aus (Abb. 3, 4). Das meiste davon, so die Seidentapeten mit eingewebten Blumenstücken des Niederländers William van Leen, die Gobelins mit mythologischen Figurenbildern Bouchers, die Mobiliarausstattung, an deren Herstellung die bekanntesten Meisternamen wie Jacob und Roentgen beteiligt sind, ist seiner Herkunft nach wohl auf eine Reise des Kronprinzenpaares an verschiedene westeuropäische Fürstenhöfe zurückzuführen, die in den Jahren 1781 und 1782 zur Ausführung kam, und bei der vornehmlich Paris berührt wurde. Auch unter den kleineren Ausstattungsgegenständen überwiegt die französische Ware. Neben den riesigen Malachit- und Porphyrvasen russischen Ursprungs, wie man sie in allen Petersburger Palästen antrifft, nehmen die wunderbar erhaltenen Sèvreporzellane, die durch alle Räume verteilt sind, den ersten Rang ein, darunter eine berühmte, von Clodion entworfene Toilette aus Biskuitmasse im Schlafzimmer

2) Les Trésors d'art en Russie III, 1903.

der Großfürstin. Auch an Reminiszenzen, die der alten Heimat der Bewohnerin gelten, fehlt es nicht: beachtenswert vor allem ein von Herzog Carl geschenkter Kaminspiegel und Spiegelkonsoltisch, beides Erzeugnisse der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur, die freilich nach sachkundigem Urteil einem Vergleich mit Sèvres doch nicht ganz gewachsen sind [3]). Einen ausgedehnten geistigen Interessenkreis verraten zu gleicher Zeit die in der Bibliothek der Großfürstin vereinigten Prachtausgaben deutscher und französischer Klassiker. Neben Voltaire, Rousseau und Montesquieu sind auch Klopstock und Wieland nicht vergessen. Ein einzigartiges Denkmal aber ihrer vielseitigen Begabung hat sie sich in einer Menge kleiner und großer Ziergegenstände gesetzt, die sie selbst mit kunstgeübter Hand für die Zimmer des Großfürsten ausgeführt hat. In Zeichen- und Medailleurkunst gleich geschult, und ebenso in der Drechslerei erfahren, hat sie mit diesen Familienandenken den Gatten fast überreich beschenkt. Das stattlichste unter ihnen ist ein Schreibtisch, dessen Aufsatz ein in Elfenbein gearbeiteter Tempel bildet, geweiht dem Genius der Gatten- und der Elternliebe.

Aber das Palais ist nur ein Teil von Pawlowsk. Für die Schloßherrin von ebenso großer Bedeutung war die Anlage des Parkes, die gleichfalls durch Cameron nach ihren Angaben erfolgt ist. Er zeigt die aus Baumgruppen und Wiesengelände geschaffene offene Landschaft nach englischem Vorbild, durchsetzt im Geschmack der Zeit mit allerlei Spielzeug von Ermitagen, Wasserfällen, Meierhäuschen und Ruinen, aber auch mit künstlerisch vollendeten Pavillons in antikisierender Tempelarchitektur, die ganz auf der Höhe des Schloßbaues stehen. Und als bevorzugte Zeugen des Natursinnes der Schöpferin dieses einzigartigen künstlerischen Ganzen gesellen sich die von ihr selbst gepflanzten Bäume und Baumgruppen hinzu, deren eine Anzahl durch Namen und Inschriften dem Andenken ihrer Eltern und ihrer Kinder gewidmet ist.

An derselben Stelle, wo sich auf den Wink der Gebieterin Palast und

---

3) Über beide Stücke vgl. Gustav E. Pazaurek, „Sophie Dorothea von Württemberg auf dem russischen Kaiserthron", in der Sonntagsbeilage des Schwäbischen Merkurs vom 3. November 1913, Nr. 523. — Weiteres von demselben Autor zu dem von Carl Eugen geschenkten Porzellanschatz im Bericht des Kgl. Landesgewerbemuseums in Stuttgart, 1911, S. 25, und bei R. Schmidt, „Ein Familienmonument aus Ludwigsburger Porzellan im Frankfurter Kunstgewerbemusem", im Jahrbuch für Kunstsammler, hsg. von Adolph Donath, I, Frankfurt a. M., 1921, S. 23 ff. Ebenda S. 39 ff. Pazaurek über Danneckers Beziehungen zur Kaiserin Maria.

Gärten von Pawlowsk erhoben, hatte sich früher ein undurchdringliches Wald- und Moorgelände ausgedehnt. Ihr Wunsch aber war es gewesen, hier ein Stück ihrer eigenen südlichen Heimat wiederaufleben zu lassen. Und wunderbar ist es ihr gelungen. Wer etwa das Glück gehabt hat, an einem jener langen Sommerabende, die den nordischen Breitengraden eigentümlich sind, den verschlungenen Parkwegen zu folgen, über die sich zwischen Tannendunkel und Birkengrün das silberhelle Blau des Himmels ergießt, der wird gleich uns den Eindruck empfangen haben, wie man sich hier nicht mehr auf fremden, sondern auf „altbetretenen Stegen" wiederzufinden glaubt.

Ist nun aber Pawlowsk zum Denkmal einer Frauennatur von reichsten Gaben des Geistes und des Gemütes geworden, so ist doch die idyllische Mitte dieses weltentlegenen Platzes nicht die Stelle, von der aus die geschichtliche Rolle überblickt werden kann, die der Trägerin all dieser Eigenschaften kraft ihres fürstlichen Berufes zugefallen ist. Was davon zu sagen ist, steht auf einem andern Blatt. Es ist der Strom eines Weltgeschehens von weittragender Bedeutung, in dem sich der Charakter bilden mußte, von dessen äußerem Eindruck uns jenes Bildnis im Stuttgarter Schlosse eine so ansprechende Vorstellung gibt. Ist es unsere Absicht, auch von diesem eine zureichende Anschauung zu gewinnen, so fehlen allerdings die sichtbaren Spuren des persönlichen Waltens und Wirkens, wie sie uns in Schloß und Garten von Pawlowsk auf Schritt und Tritt begegnen, und es erwächst der historischen Kritik die ungleich schwierigere Aufgabe, aus einem sehr verschieden gearteten Quellenmaterial das literarische Porträt herauszuschälen. Wohl fehlt es nicht an ernstgemeinten allgemeingeschichtlichen wie biographischen Darstellungen in deutscher, französischer und russischer Sprache, allein es liegt in der Natur der Sache, daß eine jede von ihnen ihre eigene Färbung durch die subjektive Auffassung des Schriftstellers erhält [4]). Versuchen wir aber, uns an einem gleichfalls zur Verfügung

4) Aus der Zahl der neueren und neuesten Monographien oder Einzelstudien seien hier nur einige der wichtigsten genannt: Theodor Schiemann, Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. (1. Band, Kaiser Alexander I., 1904). — Derselbe, Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. in ihren gegenseitigen Beziehungen, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1900, Nr. 241—243. — P. von Bojanowski, Großherzogin Maria Paulowna und die Tätigkeit der Frauen in der Wohlfahrtspflege, in Deutsche Rundschau CXXI, 1904, S. 195 ff. (Die beiden letzten Aufsätze nach freundlichem Hinweis von Prof. Dr. Weller.) — Martha Lindemann, Die Heiraten der Romanows und die deutschen Fürsten-

stehenden Vorrat von persönlichen Denkwürdigkeiten und Briefsammlungen, auch von der eigenen Hand der Kaiserin, zu orientieren, so ist auch da je nach Umständen Vorsicht geboten [5]). Und leider gilt das nicht am wenigsten von den Briefen Marias selbst, die sich nicht eben selten einer notgedrungenen Diplomatie bedienen, zumal unter der Regierung ihres Sohnes Alexander I., der zwar nach außen hin seiner Mutter mit aller schuldigen Ehrerbietung begegnete, zu gleicher Zeit aber sich nicht scheute, ihre gesamte Korrespondenz durch die geheime Polizei perlustrieren zu lassen.

Am offensten, wenn auch am weitesten vom Getriebe der großen Welt entfernt, liegen die Jugendjahre vor unseren Augen, dank vor allem einem ausgiebigen brieflichen Austausch, welchen die Prinzessin Sophie Dorothea und nachmalige Großfürstin Maria Feodorowna mit einer wackeren Elsässerin, Henriette Luise v. Oberkirch geführt hat. Die Freundschaft zwischen beiden war schon in Mömpelgard geschlossen worden, wohin sich der Vater Dorotheens, Prinz Friedrich Eugen, nach rühmlich geleisteter Dienstzeit im Heere Friedrichs des Großen und bevor er durch den Tod seines Bruders zur Übernahme der herzoglichen Würde berufen wurde, zurückgezogen hatte. Sie fand auch später noch einmal einen besonderen Ausdruck darin, daß Frau v. Oberkirch eingeladen wurde, die Großfürstin auf ihrer Reise nach Paris als Ehrendame zu begleiten. An dem kinderreichen Hofe von Mömpelgard herrschte ein glückliches und von musterhafter Sittenstrenge behütetes Familienleben, wenn auch dessen Horizonte wohl nicht weit über die

---

häuser im 18. u. 19. Jahrhundert. Inaug.-Diss. Köln, 1934. — Pierre Morane, Paul I. de Russie avant l'avènement, 1754—1796, Paris 1907. — K. Waliszewski, Le fils de la grande Catherine, Paul I, Paris 1912. — E. S. Schumigorski, Imperatriza Maria Feodorowna, jeja biografia, St. Petersburg, 1892. — S. F. Platonow, Geschichte Rußlands, Leipzig, 1927.

5) Mémoires de la baronne d'Oberkirch, publiées par le comte de Montbrison, I und II, Paris 1853. — Marie Feodorowna, Recueil de lettres aux tuteurs et aux supérieurs des instituts de Moscou. Livr. I. Lettres à Mme de Pewtzoff, 1883. Livr. II. Lettres au prince Galitzine, 1885. — Correspondance de Sa Majesté l'impératrice Marie Feodorowna avec Mademoiselle de Nélidoff, sa demoiselle d'honneur 1797—1801) ... publiée par la princesse Lise Trubetzkoï. Paris 1896. — Ich verdanke ferner Herrn Archivdirektor Dr. Häring die Kenntnis einer erst neuerdings erschlossenen wertvollen Quelle in Gestalt der aus den Jahren 1776 bis 1780 herrührenden Briefe Friedrichs des Großen an die Großfürstin Maria in der von der preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen politischen Korrespondenz des Königs (Weiteres s. unten).

Grenzen des eigenen Stammlandes hinausreichten. In jedem Falle war es ein unausdenkbar großer Schritt, der die siebzehnjährige Prinzessin im Jahre 1776 als Braut des präsumtiven russischen Thronfolgers Paul Petrowitsch nach Petersburg entführte.

Die Verbindung der beiden jungen Leute beruhte auf einer zwischen Katharina II., der „Semiramis des Nordens", und König Friedrich II. von Preußen getroffenen Vereinbarung. Beide wünschten, die damals noch zwischen ihnen bestehenden guten Beziehungen durch diese Transaktion zu befestigen. Eine politische Heirat also, aber doch nicht *nur* eine solche. Die Verlobten, die sich in Potsdam kennen lernten — Dorothea „belle comme le jour" wie die Oberkirch sie an andrer Stelle beschreibt — fanden alsbald Gefallen aneinander. Insbesondere scheint der Zarewitsch eine leidenschaftliche Sympathie in seiner Braut erweckt zu haben. „Ce cher mari est un ange", schreibt die Neuvermählte noch im selben Jahre an die Freundin, „je l'aime à la folie". Welch schwankenden Verhältnissen sie sich dennoch anvertraut hatte, sollte ihr nicht lange verborgen bleiben. Am Hofe von Gatschina, wo das Paar zunächst seinen Wohnsitz nahm, standen Ideal und Wirklichkeit keineswegs in einem dauernden Gleichgewicht, so geläufig auch der von westlichen Aufklärungsgedanken nicht unberührt gebliebene Gatte sich der beliebten Tugendphrase des Zeitalters zu bedienen gelernt hatte. Bald genug hatte die junge Frau Ursache, Grundsätze an ihm wahrzunehmen, welche nicht die ihren waren. Dazu kam eine unleidliche Isolierung, zu der sich beide durch eine zunehmende Abneigung Katharinens gegen den eigenen Sohn verurteilt sahen. Zeitweilige Ablenkung brachte jene schon von uns erwähnte Reise, die auf Wunsch der Kaiserin in den Jahren 1781 und 1782 nach einigen westlichen Hauptstädten, so nach Paris, Wien und Neapel unternommen wurde. Auch Stuttgart wurde damals berührt, wo der Herzog in der Veranstaltung kostspieliger Feste sich selbst überbot. Es war bekanntlich eines derselben, eine italienische Nacht auf der Solitude, das damals Schillers Flucht nach Mannheim begünstigte. Der kostbaren Geschenke an Porzellan, mit denen der galante Oheim die Gäste in Ludwigsburg überraschte, ist ebenfalls bereits gedacht worden. Ein anderes, für unsere eigene Landesgeschichte nicht minder interessantes Reiseandenken, das gleichzeitig nach Petersburg gelangt sein muß, fand der Verfasser dieser Zeilen bei einem Besuche von Gatschina unter den dort aufgestapelten Gemäldeschätzen: die Darstellung einer Truppenschau, die der Herzog dem Großfürsten am 26. September 1782 im Hof des

Abb. 1. Die Kaiserin Maria Feodorowna

Gemälde von Lampi

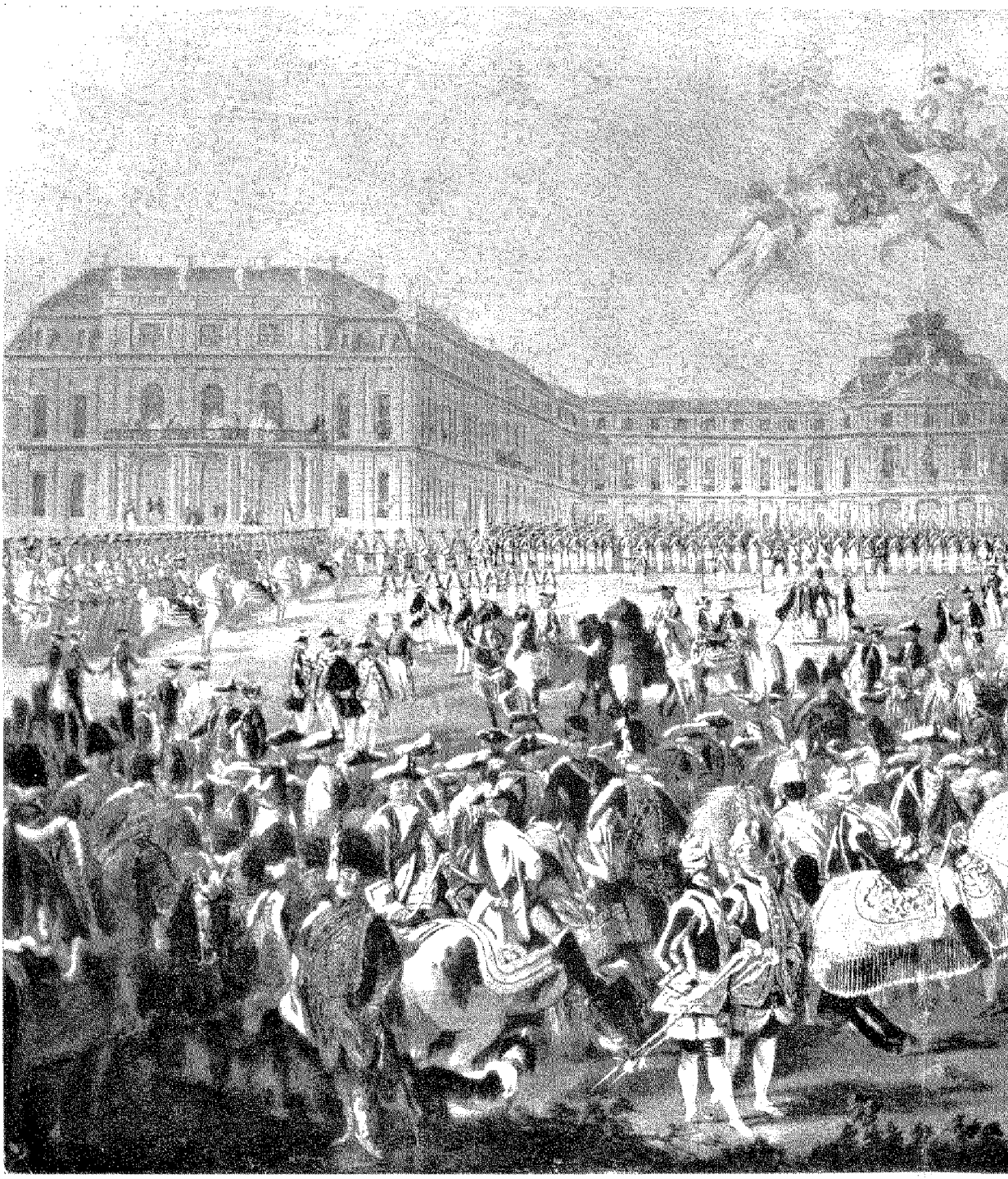


Abb. 5. Parade zu Ehren des russischen Thronf
nach dem Originalgemälde im S

des russischen Thronfolgers Paul in Stuttgart 1782
Originalgemälde im Schlosse Gatschina

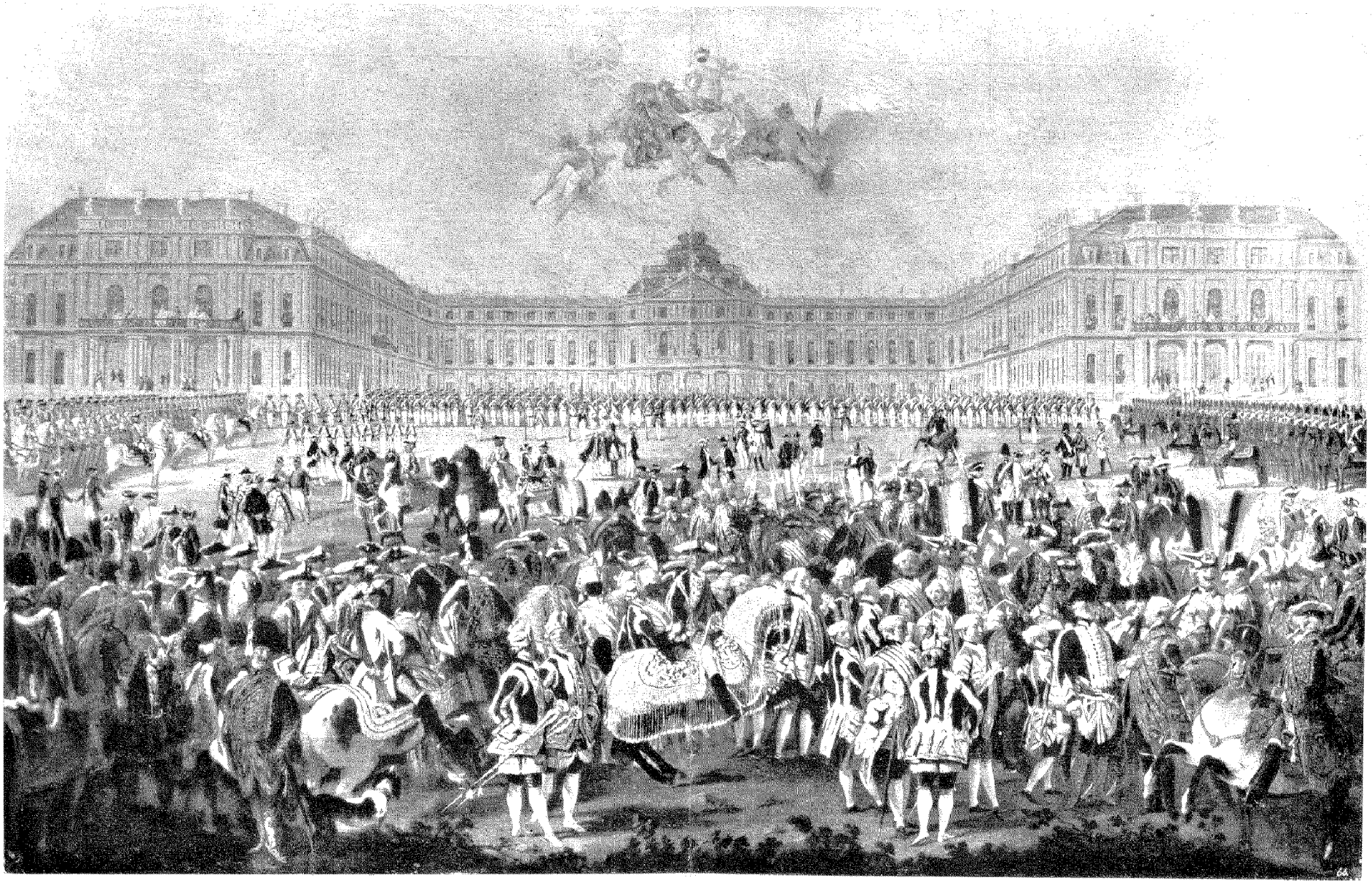


Abb. 5. Parade zu Ehren des russischen Thronfolgers Paul in Stuttgart 1782
nach dem Originalgemälde im Schlosse Gatschina

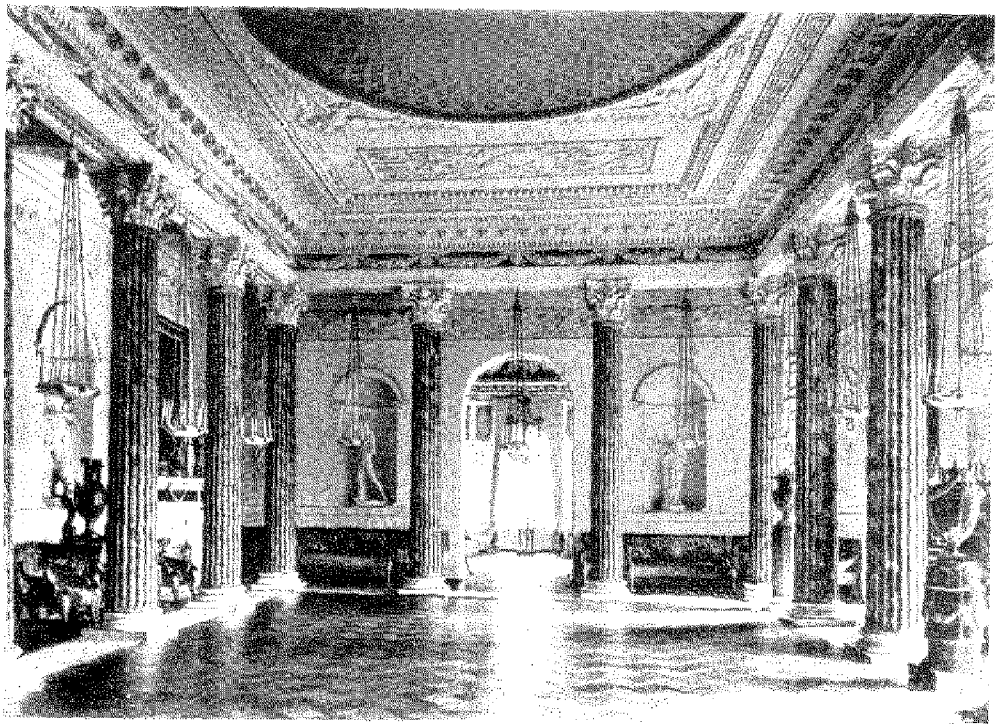


Abb. 2. Der „Große Saal"
Schloß Pawlowsk

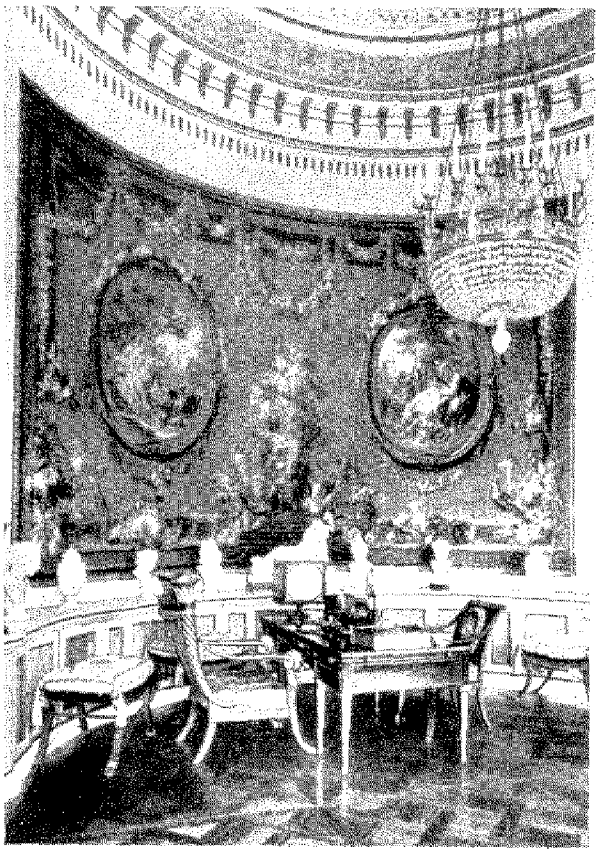


Abb. 3. Bibliothek der Großfürstin
Schloß Pawlowsk

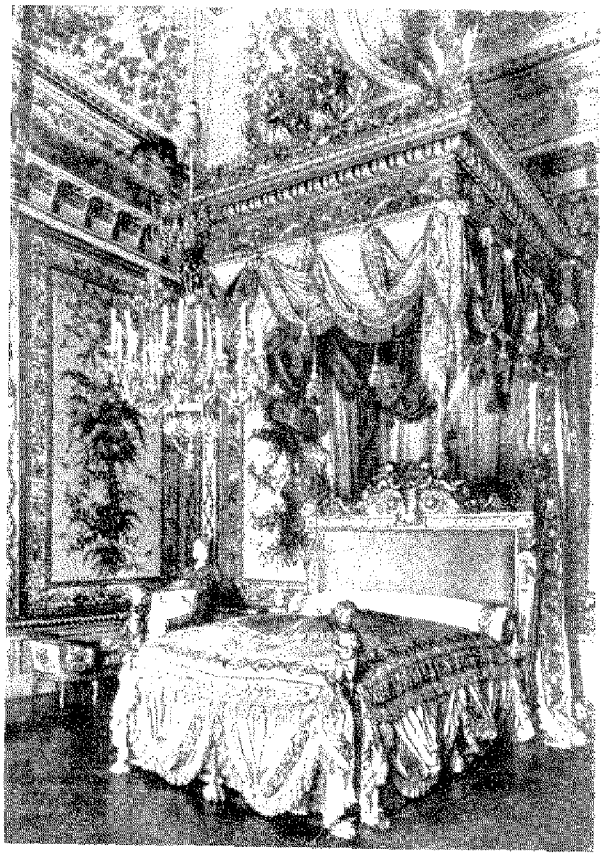


Abb. 4. Schlafzimmer der Großfürstin
Schloß Pawlowsk

Neuen Schlosses vorführte[6]). Wir verdanken der Zuvorkommenheit der Generaldirektion der Staatlichen Kunstsammlungen in Petersburg die photographische Nachbildung dieses auch kostümgeschichtlich wertvollen Dokuments, die wir hier beifügen (Abb. 5). Der Maler des Bildes ist unbekannt. Der flotte Pinsel, mit dem die über der Szene in den Lüften thronende Figurengruppe ausgeführt ist, läßt in Farbe und Vortrag auf italienische Schulung schließen. Vielleicht also, daß der herzogliche Hofmaler Scotti, der vorübergehend auch in Pawlowsk beschäftigt gewesen ist, als Urheber in Betracht kommt. Doch dies nur nebenbei.

Noch volle dreizehn Jahre vergingen dem großfürstlichen Paare in dem wenig befriedigenden Zustande einer verletzenden Bevormundung, dem es sich nach wie vor unter dem Druck der Regierung Katharinas ausgesetzt sah. Die württembergische Fürstentochter hat sich dadurch nicht entmutigen lassen. Sie hat versucht, in dem engeren Raume einer harmonischen häuslichen Existenz die Schatten zu vertreiben, welche nicht nur scheinbare Gleichgültigkeit der Mutter, sondern auch Intrigen bedenklichster Art, die von dieser ausgingen, auf den Lebensweg des Gatten warfen, eines Mannes, den sie trotz seiner eigenen Abirrungen noch immer liebte, dem sie nicht weniger als zehn Kinder geschenkt hat, und um dessen Neigung sie zu werben nicht müde wurde, wie uns ja auch schon jene künstlerischen Erzeugnisse ihrer eigenen Hand erkennen ließen, die noch heute in den einst von ihm bewohnten Zimmern von Pawlowsk die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Das alles hat freilich an dem tragischen Ende nichts zu ändern vermocht, das Pauls I. Regierung nahm, vier Jahre und einen Monat, nachdem er endlich im Jahre 1796 den Thron seiner Väter bestiegen hatte. Zeichen einer geistigen Umnachtung stellten sich bei ihm ein, die in dem „prince éclairé", wie er sich selbst noch immer gerne nannte, bald zu Ausschreitungen eines schrankenlosen Despotismus im Innern, bald zu Eingebungen einer Außenpolitik führten, deren phantastische Ziele nur als die Ausgeburten eines hoffnungslos erkrankten Gehirns gedeutet werden können. Die Palastrevolution, die in der Nacht vom 11./23. März diesem unerträglich gewordenen Taumel durch die Ermordung des Kaisers ein schauerliches Ende bereitete, war die Antwort, welche die vereinten Stimmen von Kirche, Heer und Volk darauf gegeben haben.

6) Vgl. Tagebuch der Gräfin Franziska von Hohenheim, späteren Herzogin von Württemberg, hsg. von A. Osterberg, Stuttgart 1913, S. 182.

Was die Gemahlin des unglücklichen Monarchen in diesen letzten Jahren seiner Regierung gelitten hat, läßt sich schwer beschreiben. Bald denkt der vom Verfolgungswahn gepeinigte Gatte an ihre Verbannung in ein Kloster, bald an ihre Hinrichtung, von anderen verletzenden Handlungen zu schweigen, zu denen ihn seine schon zur Gewohnheit gewordene eheliche Untreue verleitete. Maria Feodorowna hat dagegen angekämpft, solange noch eine Hoffnung für sie vorhanden war, selbst unter Demütigungen, die sie unter anderen Umständen schwerlich ertragen haben würde. Und sie hat alsdann in der Mordnacht selbst Stunden durchlebt, deren Schilderung aus dem Munde von Augenzeugen noch heute die tiefste Anteilnahme wachrufen muß. Vom Lärm des Überfalls geweckt, durcheilt sie, mit dem rasch umgeworfenen Pelz nur notdürftig gegen die Kälte geschützt, die Korridore des festungsähnlichen Ingenieurpalais, in das sie kurz vorher mit dem Kaiser übergesiedelt war. An der Tür seines Schlafzimmers, aus der noch die Hilferufe des Sterbenden herausdringen, sieht sie sich den vorgehaltenen Bajonetten des Doppelpostens gegenüber, der ihr den Zutritt verwehrt, und sie bricht ohnmächtig zusammen, ein Bild des Jammers, das selbst die an blinden Gehorsam gewöhnten alten Soldaten rührt. Einer bringt ihr ein Glas Wasser mit den Worten: „Sei ohne Furcht, Mütterchen, wir sind dir ja alle gut." Aber es ist nur ein kurzer Augenblick, in dem ihre Kraft versagt. Dann erwacht das Hohenzollernblut in ihr, und an dem eigenen Sturze richtet sie sich auf. Sie hat in dieser Nacht, als ihr die Größe der Gefahr für die gesamte staatliche Ordnung bewußt geworden war, kurz entschlossen sogar daran gedacht, die am Boden schleifenden Zügel der Regierung selbst in die Hand zu nehmen. Sie wußte freilich nicht, daß über diese Frage schon ohne sie entschieden war, und daß ihr Sohn Alexander noch in derselben Stunde, in der sein Vater den letzten Seufzer aushauchte, den Treueid der vor dem Palast zusammengezogenen Bataillone entgegengenommen hatte.

Es ist im übrigen auch sehr die Frage, ob Maria Feodorowna in der vollen Integrität des sittlichen Charakters, die sie sich zeitlebens bewahrt hat, imstande gewesen wäre, die Führung eines Staatwesens zu übernehmen, das seit den Tagen der Kaiserinnen Elisabeth und Katharina einem hoffnungslosen inneren Fäulnisprozeß verfallen war, eines Staates, über dessen Zustand schon damals der Geschichtsschreiber Karamsin den vernichtenden Satz ausgesprochen hat: „will man mit Einem Wort sagen, was in Rußland geschieht, so muß dieses Wort

lauten: man stiehlt“ [7]). Wohl möglich, wie behauptet wird, daß in jenem Augenblick, der ihr den Gedanken eingab, selbst die Macht zu ergreifen, Maria sich an das Vorbild Katharinas II. erinnert gefühlt hat, mit der ja auch ein Frauenregiment auf die Tage eines unfähigen Tyrannen gefolgt war. Allein, welch ein Unterschied zwischen ihr und jener Vorgängerin in Gesinnung, Erziehung, Lebenshaltung, kurz in allen grundlegenden Zügen des sittlichen Charakters [8])! Und wie ungleich auch die politische Situation, in der Maria gerade in der entscheidenden Schicksalstunde im Vergleich mit jener vor unseren heutigen Augen erscheint! Sie steht auf der Seite des Gatten, aber eben damit ist sie ja auch zur Seite gedrängt durch die Männer der Verschwörung, und niemand denkt an sie. Katharina ist die Mitwisserin der Empörer, ihrer Günstlinge. So hat sie gewonnen Spiel, noch ehe die Würfel gefallen sind. Und als sie, bei der ersten Nachricht, daß die Armee zu ihr steht, sich in der Uniform der Garde, den Hut mit einem Eichenzweig geschmückt, zu Pferde setzt, um gegen den eigenen Gatten zu Felde zu ziehen, da umbraust sie schon der Jubel der Truppen, die ihr als der künftigen Alleinherrscherin huldigen, und binnen wenigen Tagen liegt ganz Rußland ihr zu Füßen. Allein, wenn Maria Feodorowna, von gleichen Aspirationen getragen, sich den entgegenstehenden Mächten nicht gewachsen gezeigt hat, wenn sich ihr in dem Spiel um die Krone das Glück versagt hat, das Katharinen, der genialen Sünderin, wie von selbst in den Schoß gefallen ist, ihr Name wird um nichts weniger seine Geltung behalten — durch andere Werte, die sie in die Wagschale zu legen hat.

Soll auch darüber noch ein kurzes Wort am Schlusse dieser Erzählung seine Stelle finden, so wird sich als das Ergebnis eines alle Momente des Geschehens im einzelnen zusammenfassenden Gesamturteils der Eindruck festhalten lassen, daß es, im Gegensatz zu ihrer großen Vorgängerin, nicht sowohl die in beachtenswertem Maße vorhandenen Verstandesgaben, als vielmehr die noch viel reicheren Anlagen des Gemütes sind, die dem Charakter Maria Feodorownas seine entscheidenden Züge verleihen. Es ist bekanntlich eine ganze Reihe deutscher Fürstentöchter, die ihr auf dem russischen Zarenthron gefolgt sind. Aber unter allen steht sie in aufopfernder Selbsthingabe, im besonderen als Gattin und als Mutter, unübertroffen da. In ihren Kin-

7) Schiemann a. a. O. I S. 61.

8) Vgl. dazu H. von Sybel, Katharine II. von Rußland, in dessen kleinen historischen Schriften, I², 1880, S. 151 ff.

dern findet sie das nach der Katastrophe von 1801 verlorene Lebensglück wieder, ja selbst dem geistumnachteten Despoten, an dessen Seite sie in den vorangegangenen bangen Jahren gefesselt war, hat sie bis über den Tod hinaus die Treue bewahrt. „Ich habe nur die Thränen", so schreibt sie damals an ihre Hofdame Katharina Nelidow, „nur die Klagen, die ich dem Andenken des teuren Entschlafenen widme, um meinen Schmerz zu lindern" [9]). Und vielleicht sind dies die einzigen wahren Tränen gewesen, die um den Ermordeten geflossen sind.

Die Kraft zu dieser heroischen Geisteshaltung fand sie in einer unverstellten religiösen Lebensauffassung, die ihr das Elternhaus vererbt hatte, und die bis an ihr Ende für ihr Tun und Lassen bestimmend geblieben ist. Sie war ihr letzter Schutz vor allem auch in den offenen und versteckten Gegensätzen des höfischen Lebens. Auch unter den Gegnern, die sie sich hier je nach Umständen schaffen mußte, hat doch keiner gewagt, ihr mit einer moralischen Verdächtigung nahezutreten. Begründeter Einwand läßt sich natürlich immer gegen eine Handlungsweise erheben, die ihr wie allen deutschen Prinzessinnen, die einem russischen Thronfolger die Hand gereicht haben, zugemutet worden ist, den Übertritt zur orthodoxen Kirche. Man kennt die ehrliche Entrüstung, mit welcher eine so unbeirrbar männliche Natur wie Heinrich von Treitschke sich gegen diese Unsitte und die, die sich ihr gebeugt haben, in seiner Deutschen Geschichte ausgesprochen hat [10]). Allein wir stehen alle unter dem Gebot, daß wir nicht richten sollen, wollen wir nicht gerichtet werden. Und in dem gegebenen Falle darf wohl ein besonderer Umstand nicht übersehen werden. Maria befindet sich im Angesicht der Entscheidung, die auch ihr nicht leicht gefallen ist, zugleich unter dem Einfluß einer zeitgegebenen Popularphilosophie, wie sie u. a. auch der preußische Prinz Heinrich als offizieller Vermittler zwischen Berlin und Petersburg ihr gegenüber brieflich zum Ausdruck bringt, wenn er schreibt, daß es sich bei diesem Religionswechsel doch im Grunde nur um eine Änderung des Namens handle. Und durch Welten getrennt erscheint sie von der frivolen Geste, mit der Katharina, in der Erwartung der bereits unterwegs befindlichen Schwiegertochter, dem bekannten, ihr befreundeten Essayisten Baron Grimm nach Paris mitteilt, sie habe der Prinzessin ihren Kabinettsekretär entgegengeschickt, damit er ihr das russische Alphabet und das Glaubens-

9) Briefe an die Nelidow. S. 99.

10) H. von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert II, 1882, S. 130.

bekenntnis beibringe: „der Glaube kommt hinterher“ [11]). So hat auch die Konvertitin innerlich an den Grundlagen einer ihr von Jugend auf vertrauten altevangelischen Frömmigkeit festgehalten. Inmitten der schwersten Prüfung ihres Lebens schreibt sie einem alten Vertrauten ihres elterlichen Hauses: „Mein Herz ist matt, meine Seele bedrückt, aber ich murre nicht gegen die Vorsehung.“ Und rührend ist es schon in der vorhergehenden Zeit einmal aus einem ihrer Briefe an die Nelidow zu entnehmen, wie sie in der Erziehung ihrer Tochter Alexandra an der alten heimatlichen Sitte festhält, daß man den Tag mit der gemeinsamen Lesung des Morgensegens beginnt [12]).

Eine ausgesprochene Neigung zu fürstlichem Gepränge, wie überhaupt ein stark betontes Geltungsbedürfnis wird ihr in so vielen der über sie vorhandenen Äußerungen dritter Personen nachgesagt, daß man diese Behauptungen nicht wohl überhören kann. Wiewohl auch da ein vorschnelles Aburteilen schwerlich das Rechte sein wird. Schon bei Lebzeiten des Gatten, noch mehr aber nach dessen Tod mag die Kaiserin inmitten der schon geschilderten Spannungen, von denen das Leben am Hofe erfüllt war, ja auch gegenüber der zuweilen völlig undurchsichtigen Regierungspolitik der Söhne, Alexander und später Nikolaus, oft genug Veranlassung gefunden haben, die ihr zukommende Stellung als Familienoberhaupt mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln zu verteidigen.

Im übrigen, wenn sie auch zeitlebens klug genug war, sich von gefährlichen Intrigen fernzuhalten und sich überhaupt einen ausgesprochenen politischen Einfluß niemals angemaßt hat, so war ihr doch schon unter Pauls I. Regierung, noch mehr aber unter der der Söhne, ein großes praktisches Wirkungsfeld in der Sorge um die öffentliche Wohlfahrtspflege in Petersburg und Moskau zugefallen, und mit diesem verband sich die Oberaufsicht über die Erziehungsinstitute der adligen Töchter des Landes, Pflichten, in deren Erfüllung es gegenüber dem angeborenen Phlegma des russischen Volksnaturells wohl nicht selten eines entschiedenen Auftretens auf Kosten der persönlichen Beliebtheit bedurfte. Umsichtig und pflichtbewußt wie sie war, hat Maria Feodorowna in diesen verschiedenen Richtungen nicht nur anerkannte Erfolge gehabt, sie hat geradezu vieles von den sozialen Gedanken vorausverwirklicht, die im modernen Leben gerade in karitati-

11) J. Merkle, Jugendjahre der Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland ... Stuttgart, 1892, S. 64, 77. — 12) a. a. O. S. 14.

ver und erzieherischer Hinsicht der Frau einen bevorzugten Aufgabenkreis zuteilen. Mittelbar hat ihr Beispiel durch ihre Töchter, die zu einem Teil sich mit deutschen Fürsten vermählten, auch auf ihr Ursprungsland zurückgewirkt. Unvergessen ist ja im besonderen die Tätigkeit, die in Nacheiferung der Mutter die früh verstorbene württembergische Königin Katharina, die Begründerin des heute noch bestehenden Katharinenstiftes, auch in unserem Lande entfaltet hat.

Und hat die Initiative der Kaiserin sich ihren Mitarbeitern vielleicht nicht immer auf die angenehmste Weise fühlbar gemacht, so blieben davon doch unberührt die Äußerungen einer natürlichen Güte, mit der die hohe Frau sich ebensoviele Herzen zu gewinnen wußte. Die Schilderung der allgemeinen Trauer um ihren Tod, die Wilhelm von Kügelgen, damals gerade in Petersburg anwesend, im Jahre 1828 an seine Angehörigen nach Hause sendet, ist gewiß nicht aus der Luft gegriffen [13]). Wir haben aber für die ursprüngliche Gefühlsweise Marias auch noch eine andere, ebenso unverfängliche Beurkundung. Es ist ein altes Wort: „Sage mir, mit wem du umgehst und ich will dir sagen, wer du bist." Es könnte auch, den Faden fortspinnend, heißen: „Sage mir, wie du mit deinen Untergebenen umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist." Da ist nun eine Menge von Billetten und Briefen der Kaiserin erhalten, die an das deutsche Schloß- und Gartenpersonal von Pawlowsk gerichtet sind, von den Tagen der ersten Besitzergreifung an bis nahe an ihr Ende. Und immer dieselbe, nie befehlende, nie verletzende Haltung. Ob sie sich nach dem Wachstum ihrer Rosen oder Pfirsichbäume erkundigt, ob sie um die Pflege des Waldes besorgt ist, jedesmal bedient sie sich derselben ungezwungenen Herzlichkeit, ohne doch die Distanz zu übersehen, die durch die Umstände selbst gegeben war [14]).

Wir sagten, daß Maria Feodorowna sich eines systematischen Eingreifens in die Politik des russischen Reiches enthalten hat. Ohne bewußte Teilnahme an all den Ränken und Tücken, die von dem Getriebe des Hoflebens, wie Friedrich der Große sich einmal brieflich gegen seine Schwester, die Königin Juliane Maria von Dänemark, äußert, in Petersburg unzertrennlich waren, wäre das nicht möglich gewesen, und sie war zu besonnen, um nicht einzusehen, daß man in

13) Wilhelm von Kügelgen, Erinnerungen II, 1925, S. 186.

14) J. Merkle, Maria Feodorowna ... in ihrem segensreichen Wirken als Gutsherrin von Pawlowsk, in der Besonderen Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg, 1893, S. 77 ff., 104 ff.

anderen Grundanschauungen aufgewachsen sein mußte, um sich, ohne Schaden zu nehmen, auf solche Dinge einzulassen. Zu ausreichender Befriedigung für jeden politischen Ehrgeiz hätte ohnedies, zum wenigsten in den ersten zehn Jahren ihrer Ehe, die Stellung dienen können, die ihr aus ihren verwandtschaftlichen Beziehungen zum preußischen Hofe erwuchs. Wie die an sie selbst gerichteten Briefe des Königs erkennen lassen, hat er die in Klugheit früh gereifte junge Frau, die so vorteilhaft ihr eigenes Selbst inmitten jener unguten Atmosphäre zu wahren verstand, als „getreuer Onkel und Freund" sehr wohl zu schätzen gewußt. Sie war ihm eine Bürgschaft mehr für die Haltbarkeit seines gerade in jenen Jahren mit unverhohlenem Eifer gepflegten russischen Freundschaftsbündnisses, und mit warmer Anteilnahme sah er im Blick auf die Zukunft ihre Söhne neben ihr heranwachsen: „une petite race de héros ... qui dans les temps futures rempliront le monde du récit de leurs vertus et de leurs exploits" [15]). Das hindert jedoch nicht, daß sie schon zu Lebzeiten Pauls I. in zahlreichen Fällen mildernd auf dessen überspannte oder launenhafte Entschließungen eingewirkt hat, und daß sie sich ebensowenig späterhin darauf beschränkt hat, den weltbewegenden Vorgängen, die aus den napoleonischen Machtgelüsten entsprangen, untätig zuzusehen. Dabei erwuchs ihr eine Verbündete in der vortrefflichen Gattin des Prinzen Alexander von Württemberg, der als General im russischen Heere an den Befreiungskriegen wie an den vorhergehenden Feldzügen teilnahm. Ernst Moritz Arndt hat dieser letzteren in seinen „Wanderungen und Wandelungen" ein dankbares Andenken gewidmet. Ihren stärksten sichtbaren Ausdruck aber fanden diese vereinigten Bestrebungen, als das preußische Königspaar sich inmitten seines tiefsten Unglücks, im Jahre 1809, zu Besuch in Petersburg aufhielt, und die Kaiserin-Mutter tröstend der Königin Luise zur Seite stand. In erhebender Weise tritt diese Episode in den Briefen zutage, die zwischen den beiden Frauen im Anschluß an jene Begegnung noch weiter hin- und hergingen, einem Briefwechsel, der wohl zu den eindrucksvollsten Erzeugnissen dieser Art von historischer Quellenliteratur gehört [16]). Und wenn die unvergleichliche Seelengröße der preußischen Königin in diesem Gedankenaus-

15) Politische Correspondenz Friedrichs des Großen, hsg. von Gustav Berthold Volz, Bd. 38 (1776), S. 307; Bd. 43 (1779), S. 243.

16) Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I., hsg. von Paul Bailleu (Publikationen aus den kgl. preuß. Staatsarchiven, Bd. 75, 1900), S. 475 ff.

tausch jede andere, neben ihr in die Erscheinung tretende Persönlichkeit bei weitem überstrahlt, so tritt doch auch die mit patriarchalischer Würde in ihrem Familienkreise waltende Mutter des regierenden Kaisers als Hort eines unerschütterlichen vaterländischen Denkens ehrfurchtgebietend in die Erscheinung. Und, war sie selbst als junge Frau — ein erstes Unterpfand der freundschaftlichen Beziehungen, welche die verwandten Herrscherhäuser von Preußen und Rußland bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus verbanden — in die damals noch kaum ihrer ersten Unkultur entwachsene östliche Welt gelangt, so hat sie auch in ihrem späteren Leben unablässig auf das gute Einvernehmen zwischen den beiden Ländern hingewirkt, der panslavistischen Umtriebe unerachtet, die schon in ihren Tagen das Haupt zu erheben begannen. So ist sie in gewissem Sinne zur Vorläuferin jener auch später nicht so bald abgebrochenen preußisch-deutschen Außenpolitik geworden, in der an letzter Stelle Bismarck nicht aufgehört hat, die sicherste Gewähr des europäischen Friedens zu erkennen.

„Ist es nicht ein schöner Gedanke", so fragt einmal Maria nach den Aufzeichnungen von Henriette Luise v. Oberkirch, als von der Führung eines Tagebuchs die Rede ist: „Ist es nicht ein schöner Gedanke, sich in vorgeschrittenem Alter der Vergangenheit zu erinnern und eine Art von Kiellinie zu überblicken, die unser Schiff in dieser stürmischen See des Lebens zurückgelassen hat?" [17]). Sie selbst hat fleißig über all ihre Erlebnisse Buch geführt, und es bleibt ein Verlust für immer, daß Nikolaus I. diese Aufzeichnungen unmittelbar nach ihrem Tode vernichten ließ. Eine wichtige, vielleicht allerdings nur zu wahrheitliebende Quelle zur Geschichte des russischen Reiches in einer seiner krisenreichsten Perioden ist damit verlorengegangen. Jedoch die eigene Person der Kaiserin bedarf eines solchen Erinnerungsmales nicht. Durch die Wirkungen, die von ihr ausgegangen sind, ist ihr Bild mit bleibenden Zügen in die Blätter der Geschichte eingetragen. Und es ist wert, auch in der engeren Heimat, die ihr zeitlebens teuer war, nicht vergessen zu werden: ein deutsches Frauenbild, das auch in langer Zugehörigkeit zu einem fremden Volke in Denken, Dulden, Hoffen die besten Tugenden seines Stammes nicht verleugnet hat.

17) Oberkirch, Mémoires I, S. 213.